

Sollte die Kirche den Menschen nichts anderes mehr zu sagen haben als das, was der Mensch allein lernen kann, würde sie recht bald diesen Menschen nichts mehr zu sagen haben.

Roger Etchegaray

Realitätslücken in der Evangelisation

Über vier Wochen beschäftigten sich 200 Vertreter des Weltepiskopats — unter ihnen herausragende Gestalten der kirchlichen Zeitgeschichte — mit dem Thema Evangelisation. Trotz der nur vagen Assoziationen, die dieses biblische Wort bei Nichttheologen hervorruft, wußten Handelnde und Beobachtende, daß damit das Grundproblem der Gegenwartskirche zur Debatte stand, die Frage, wie Christsein heute — an welchem Ort und unter welchen Bedingungen auch immer — glaubwürdig gelebt und wirksam bezeugt werden kann, und daß es dabei um Leben oder Tod der Kirche, der Christen geht. Der Papst rief den Bischöfen in seiner Eröffnungsrede die Mahnung des 1. Korintherbriefes zu: „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht verkündigte“ (1 Kor 9, 16), und kein Bischof oder begleitender Theologe wird diesen Mahnruf nicht ernst genommen haben. Man merkte es: Trotz des schlechtverhüllten Ärgers und der Ohnmacht angesichts der Spröde des Themas und der Uferlosigkeit seiner Details zielten alle Diagnosen und Situationsbeschreibungen, Analysen und Absichtserklärungen (der Europäer über den Zustand der Kirche in einer religiös gleichgültigen Umwelt, der Asiaten über den Dialog und die Auseinandersetzung mit den nichtchristlichen Hochreligionen und ihrer Lebensphilosophie, der Afrikaner über ein authentischeres Christentum in ihren erst unter Schmerzen und Konvulsionen Staat werdenden Gesellschaften, der Lateinamerikaner über den Zusammenhang von Verkündigung und menschlichen Aufstieg in der zweiten Phase ihrer kontinentalen „Befreiung“) auf eine vollere Aussage über das, was die Kirche tut, wenn sie das Evangelium verkündet, zu einer volleren Aussage auch darüber, was dieses Evangelium an sinn- und friedentiftender Weisung für den einzelnen und die Gemeinschaften, aus denen sich Gesellschaft aufbaut, enthält. Jeder rang mit seiner Situation zu Hause, und jeder war zugleich redlich bemüht, aus dieser Situation heraus der Gesamtkirche eine reale Hilfe in ihrer manchmal ohnmächtigen und quälenden eigenen Hilflosigkeit anzubieten.

Wurde aber ein Ziel erreicht? Wurde irgendwo ein Signal

sichtbar, das den Weg aus der eigenen inneren Krise, aus dem eigenen Ausfall an Zutrauen, aus der mangelnden Bereitschaft mancher Verkündiger, sich selbst ganz auf Risiken und Chancen der Gegenwartskirche einzulassen, weisen könnte? Ging irgendwo ein Licht auf, wie die Kirche unter den so verschiedenen Bedingungen der Ersten, der Zweiten (der kommunistisch beherrschten, die vor allem die Kardinäle *Slipyj* und *Wyszynski* ansprachen) und der Dritten Welt und der vereinheitlichenden Wirkung der von der Ersten Welt ausgehenden technisch-wissenschaftlichen Zivilisation zu einer den Menschen an den Wurzeln seiner Existenz packenden Darstellung und Praxis des Christseins kommt? Konnte jemand überzeugend darlegen, *wie* das Christentum dort tiefer Wurzeln schlagen kann, wo es erst in schwachen Ansätzen und Strukturen vorhanden ist, und was die Kirche tun muß, damit sich ihr die abgebrühten und gleichgültig gewordenen Massen einer nachchristlich gewordenen Epoche wieder neu zuwenden?

Vielerlei wurde berichtet über fortlebende Volksfrömmigkeit, über die Aktivierung von Laien, über die Abwendung der Jugend von der Kirche, über die spürbar werdenden Folgen des Priestermangels, über Chancen und Schwierigkeiten ökumenischer Verständigung, über die „Indigenisation“ (ein Wortgebilde, das selbst geübte Franzosen schwer über die Lippen brachten) von Kirchenführung, Liturgie und Theologie (die Afrikaner ließen nicht zufällig einen gewissen Stolz darüber erkennen, zum erstenmal durch eigene Theologen ausgerüstet nach Rom gekommen zu sein), vom schwierigen Verkehr mit den Atheisten und — wenn meist auch *sotto voce* — von der Kirche in der Bedrängnis, über deren enervierende Einschränkungen und Qualen wir uns leider meist keine rechten Vorstellungen machen. Aber zwischen allen Situations-schilderungen (besonders während der ersten Phase der Debatte), Standortbestimmungen und Zustandsbeschreibungen (die auch in der zweiten Phase so manchen Bischof nicht zum „*nervus theologicus*“ vorstoßen ließen) blieben große Lücken, und mehr als einmal entstand der Eindruck,

in diesen Lücken — oder sollte man sagen, Abgründen — befinde sich das Wesentliche an Voraussetzungen und die notwendige Zielrichtung für eine — um einen Ausdruck von Bischof *Weber* hier aufzunehmen — in Glaube und Zeugnis expandierende und den Geist der Eroberung lebende Kirche.

Eine noch selbstbezogene Kirche

Der erste Abgrund tat sich beim Blick auf die Kirche selbst auf. Die Kirche, die sich in Rom vorzeigte, war alles in allem doch noch eine recht *selbstbezogene* Kirche. Erzbischof *Etchegaray* von Marseille, der Rapporteur für Europa, geißelte zwar das Image einer narzißtischen Kirche, das nichts Anziehendes zu bieten habe, und sprach (in deutscher Paraphrase) von „kirchenkritischer Selbstbespiegelung“. Aber wer neun Jahre nach Konzilsende, nach einem Jahrzehnt intensiver Auseinandersetzung über innerkirchliche Fragen dachte, man würde auf dieser gesamtkirchlichen Synode nun den Spiegel weglegen und beim Thema Evangelisation sich allein darauf konzentrieren, was Ziel und Sinn der Ausbreitung, Einwurzelung oder Wiedererweckung des Christentums ist, hatte sich verschätzt. Immer noch waren die innerkirchlichen Probleme in der Überzahl (jedenfalls in den Interventionen), beschäftigten sich noch allzu viele Beiträge mit den Runzeln und Falten des eigenen Gesichtes: mit Räten und Ämtern, mit Autoritätsproblemen und selbstverständlich auch mit solchen Theologen und anderen Leuten, die in der Kirche Verwirrung stiften. Andere hatten sich dann dagegen zu wehren und Pluralismus und mehr Freiheit zu verteidigen und vor dem Rückzug in vorkonziliare Zustände zu bewahren. Die Ortskirche wäre sicher ein Thema für eine Synode, und selbstverständlich hängt von der Lebendigkeit der Ortskirche so ziemlich alles für die Wirksamkeit der Verkündigung ab, aber wenn ich sie als Instrument der Evangelisation in Bewegung bringen will, darf ich mich nicht in erster Linie über das Gerippe von Strukturen, Rechten und Freiheiten unterhalten, sondern muß sie ganz auf das Ziel der Evangelisierung ausrichten, auf die Verwirklichung christlichen Lebens.

Von der Ortskirche wurde viel gesprochen, von den Ämtern war noch die Rede, die sog. „Kleinen Gemeinschaften“ kamen allmählich in den Blick, aber zunächst mehr als ein Strohalm der Hoffnung, an den man sich klammert. Wenig war darüber zu hören, was aus der bestehenden Kirche heraus an Mitteln einzusetzen ist, um solche Gemeinschaften zu formen. Von Predigt und Katechese hörte man wenig, die Liturgie wurde, meist unter dem Gesichtspunkt der Anpassung, nur gestreift. Das große und für die Verkündigung der gesamten Kirche immer drängender werdende Problem der Aufarbeitung theologischer Daten und menschlicher Grunderfahrungen in der und für die Verkündigung blieb im Hintergrund. Am ehesten gelang es noch, in die Breite zu gehen und von den verschiedenen *Schichtungen und Zielgruppen* zu sprechen: von der Jugend, von den Abständigen. Aber

man sprach vornehmlich von den Wirkungen der Welt, die sie zu Abständigen macht, und wenig darüber, ob es nicht auch an der Art der Predigt und des Gottesdienstes liegt, wenn sich die Kirchen leeren, kaum darüber, ob wir in der Kirche überhaupt verkünden und ob wir nicht selbst daran schuld sind, wenn Fernstehende bei uns, die wir so gerne auf Selbstbehauptung setzen und über Rechte und Pluralismus streiten, das Feuer unter den Schwaden von Rauch nicht sehen.

War man zu schwach, um selbst ein Zeichen zu setzen? Wollte man es überhaupt? Fehlte es an Aufgeschlossenheit, an der geistlichen und theologischen Ausrüstung? Es gab technisch-organisatorische Probleme. Es fehlte eine straffe Tagesordnung, und es fehlt ein Synodenstatut, das den Bischöfen mehr gestattet, als nur ein schlechtfunktionsfähiger Diskutierklub zu sein. Aber das waren Nebenprobleme. Es fehlte — jedenfalls den Europäern — die Kraft, von den Kirchenverhältnissen wegzukommen. Und wenn Lateinamerikaner und Afrikaner gelegentlich dynamischer und selbstbewußter wirkten, so wird man doch redlich zugeben müssen, daß auch bei ihnen manches Selbstschutz und vor allem Vergangenheitsbewältigung war. Manches hohle Wort über den Kolonialismus von gestern und heute täuschte — so berechtigt es immer noch sein mochte — über die neu entstehenden Abhängigkeiten afrikanischer Kirchen von den politischen und wirtschaftlichen Mächten ihrer Länder hinweg. Hinter dem Ruf nach Authentizität stand nicht nur die Absage an römische, europäische, „kapitalistische“ Bevormundung, sondern auch manche Pflichtübung zur Beruhigung der eigenen politischen Herren — sicher eine Notwendigkeit im Zeichen politischer Verselbständigung des Kontinents, aber nicht unbedingt Ausdruck missionarischer Expansionskraft. Wenn die Lateinamerikaner — da und dort durchaus in kritischer Auseinandersetzung — „ihre“ Theologie, die der Befreiung, in die Synode einbrachten, so stand dahinter sicher ein die innere Situation des Subkontinents aufnehmender Wille zu ganzheitlichem christlichem Zeugnis, auch eine neue Hinwendung zu den religiösen Wurzeln im Volk, aber manche Verurteilung der Kirche der Vergangenheit brachte (etwa durch Helder Camara) nur an den Tag, daß die Kirche damals nicht wirklich über die politischen und gesellschaftlichen Zustände hinauswachsen konnte und damit nicht nur ihr Nutznießer, sondern auch ihr Opfer wurde, genauso wie es ihr heute schwerfällt, sich von ideologischen Strömungen freizuhalten. Horchte man auf die Untertöne und auf manches die öffentliche Aussage selbst korrigierende Wort, so merkte man, daß nicht nur das Thema Evangelisation sehr kirchenbezogen behandelt wurde, daß mehr von Sein bzw. Dasein der Kirche als vom Tun der Zeugen die Rede war, sondern daß die Kirche selbst — auch in den jungen Kirchen —, kaum daß sie es schafft, sich von alten Herrschaften freizumachen, in die Abhängigkeit von „neuen“ gerät, ob diese nun Militär oder Sozialismus, Allende oder Pinochet, Velasco oder Castro, Mobutu oder Amin heißen.

Evangelisation aus gesellschaftlicher Verantwortung

Und Inhalt und Ziel der Evangelisation? Hier tat sich eine zweite Lücke auf. Sie war ein ziemlicher Abgrund von ebenso richtigen wie falschen Abstraktionen. Natürlich hieß es: Inhalt und Gegenstand der Evangelisation sind nicht eine Lehre, nicht ein Gesetz, sondern letztlich eine Person: Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene: als Befreier aus Schuld und Verzweiflung, als Ursache und Garant unserer Hoffnung. Und natürlich ist die Kirche nicht nur Subjekt, sondern auch Objekt der Verkündigung, ist sie nicht nur die Gemeinschaft der Zeugen, sondern die selbst zu Glaubende. Aber wird die Kirche — jetzt von ihrer sozialen und rechtlichen Gestalt und ihren politischen Bindungen einmal abgesehen — nicht letztlich deshalb „unglaublich“, weil ihr eigentlicher Daseinszweck, Zeichen des Heils aus Gott zu sein, oft nur im Eventualhaushalt der Zeitgenossen vorkommt (als Rückversicherung, wann es mit den irdischen Hoffnungen nicht geht), während man gegen eine Kirche, die zur Erfüllung dieser Hoffnungen beiträgt (Sozialdienste anbietet, Kindergärten unterhält, Entwicklungshilfe leistet), selbstverständlich nicht viel einzuwenden hat, solange sie die eigenen Lebensgewohnheiten nicht stört. Und wird für uns Jesus von Nazareth, nicht weil man christologische Herrschaftstitel und Auferstehungszeugnisse heute nüchterner und weniger „mythologisch“ deutet, sondern deshalb so leicht zum Nur-Religionstifter, zum Nur-Menschen, zum Nur-Sozialreformer, weil Gott im biederen und — wie man meint — rechtschaffen gelebten Alltag kaum vorkommt. Müssen Christen deshalb vorrangig nicht schlicht und einfach Gott als den Herrn und Gestalter ihres Lebens bezeugen, und zwar mitten in der so machbar erscheinenden Gegenwartswelt? Müßten wir deshalb nicht manchen Streit über Strukturen und Dogmen ein Stück weit fahren lassen und — wenn wir von Evangelisation sprechen — der Gottesfrage absoluten Vorrang geben, weil alles, was die Kirche sonst verkündet und tut, wenn sie es richtig tut, erst von dorthin verständlich wird. Kardinal Döpfner hat das Tor zur Gottesfrage aufgestoßen, nur selten wurde es durchschritten.

Das hing aber wohl noch mit einer anderen Unklarheit, die exakt das Ziel der Evangelisation betrifft, zusammen. Es wurde viel gesprochen über den Zusammenhang von Evangelisierung und Entwicklung, von christlicher Hoffnung und menschlicher Befreiung. Sicher eine wichtige, wenn auch eine fast bis zur Langeweile diskutierte Frage. Niemand leugnet, daß es ein Verhältnis zwischen Christianisierung (nichts anderes kann Evangelisierung eigentlich bedeuten) und der Förderung menschlicher Werte, der „*promotio humana*“, gibt. Und niemand wird bestreiten, daß die Kirche einen sozialen Auftrag hat, daß sich Christsein ganz besonders auch im sozialen Zeugnis erweist, daß Mission (im Sinne von Erstevangelisation) mit dem Auftrag hat, zu menschenwürdigem Dasein zu verhelfen, ja

daß die Hilfe für die materielle und geistige Wohlfahrt ihren eigenen Rang hat, der nicht religiös vereinnahmt werden kann (man tauft nicht einen Hungrigen, weil er des Brotes wegen zur Taufe bereit ist). Die Frage ist nur, *wie* dieses Verhältnis zu bestimmen und zu gestalten ist. Inwiefern und in welcher Weise soll die Evangelisation „*promotio humana*“ sein und zum materiellen Wohl, zum sozialen Auftrag, zu Bildung und Wissen, zum Zuwachs an politischer Freiheit beitragen? Sicher nicht dadurch, daß sie Gottesdienst feiert und Sakramente spendet und im übrigen den Adressaten der Evangelisation seinem Schicksal überläßt, aber auch nicht dadurch, daß sie die Funktionen von politischen Parteien oder Arbeitsverbänden übernimmt oder einen Großteil des kirchlichen Personals in Wirtschaftsförderungsprojekten (auch nicht in der Dritten Welt) einsetzt und Seelsorge als Sozialarbeit und Mission als Entwicklungshilfe betreibt. Evangelisation erfüllt ihren Humanisierungsauftrag dadurch, daß sie menschliche Existenz in ihren individuellen Äußerungen und gesellschaftlichen Bezügen von Gott her erhellt und in die Nachfolge Jesu ruft. In der Anleitung zur Nachfolge liegt *der* Auftrag der Kirche zur menschlichen Wohlfahrt. Die Realisierung menschenwürdiger Verhältnisse, selbst unter dem Einsatz seines Lebens, die Bekämpfung von Hunger, Unterdrückung und Unfreiheit sind *Teil* der Nachfolge, sie sind aber als solche Aufgabe der Christen, die ihren Glauben in der sozialen Realität zu bezeugen haben, nicht der Kirche *unmittelbar*. Diese muß als Institution dazu motivieren, wo sie es kann und es notwendig ist, begrenzt Modelle schaffen, aber nicht selbst Wohlfahrtsorganisation sein wollen. Gerade wenn die Kirche mit dem, was sie selbst zu geben hat und nicht von anderen bezieht, vor und in der Gesellschaft handeln will, muß sie Gesellschaft durch Glauben verwandeln, der als praktizierter Glaube des Christen das Ringen um Recht und Menschenwürde einschließt.

Diese Unterscheidung wurde selten klar ausgesprochen, sie ist aber wichtig gerade auch für das Verhältnis von Entwicklung und Mission, das demnächst auch die Synode in Würzburg beschäftigen wird. Wichtig nicht nur, weil ein Bedürfnis nach theoretischer Klärung besteht, sondern weil beispielsweise in Indien Klage geführt wird, daß die Kirche mit wachsendem Einsatz im Entwicklungsbereich mehr als Wirtschaftsgröße denn als Religionsgemeinschaft erscheint und sich gerade dadurch dem Verdacht aussetzt, mit wirtschaftlichen Mitteln Proselytenmacherei zu betreiben, und weil man aus Afrika von der Neigung von Missionaren und Klerikern hört, den Schwerpunkt ihrer Präsenz in die Förderungsprojekte zu investieren — zu Lasten der Glaubensverkündigung. Sie hat auch ihre ganz praktischen Folgen z. B. für die Arbeitsteilung Laienchristen und Kleriker: Die Kleriker sollen die Laien durch eine eindringliche Glaubensverkündigung zum sozialen Bezeugen des Glaubens befähigen, aber nicht ihnen das Zeugnis abnehmen. Sie müssen sie dabei mehr geistlich binden als institutionell fesseln. Das dürfte für eine „Indigenisation“

des Christentums entscheidender sein als die Schaffung eines rein schwarzen oder weißen Episkopats, vielleicht sogar entscheidender als die Ausprägung einer „weißen“ oder „schwarzen“ Theologie. Die gleiche Unterscheidung hat auch eine ganz praktische Konsequenz für uns. Nimmt man sie ernst, so erscheint es fraglich, ob sich das Instrument Kirchensteuer vorwiegend mit Verpflichtungen im Sozial- und Entwicklungsbereich begründen läßt. Modellhaft kann die Kirche als Institution eigene (also auch Kirchensteuermittel) zu Verfügung stellen; *insgesamt* ist das Aufgabe der Christen zusammen mit allen, die sich dafür gewinnen lassen. Im Zuge des zu erwartenden Rückgangs an Steueraufkommen, wird man mit einer solchen Begründung ohnehin in Prioritätskonflikte geraten.

Transzendenz, aber wie?

Die dritte Lücke: Es wurde viel gesprochen von Säkularisation, Säkularismus, säkularistischen Ideologien und säkularisierten Lebensverhältnissen. Aber man beließ es bei allgemeinen Feststellungen. Selbst die umfangreiche und gründlich gearbeitete Eingabe der deutschen Bischöfe zum Vorpapier der Synode wurde nicht recht konkret. Wie sehen aber diese Lebensverhältnisse aus? Konkret doch wohl so: In seltenen Fällen wächst das Kind, der Jugendliche in einer geistig homogenen Familie auf, in der religiöse Vollzüge (Gebet, Gespräche über religiöse Themen, bewußte Hinführung zum Gottesdienst, Einübung in sittliche und soziale Verantwortung aus religiöser Motivation) selbstverständlich sind. Meist wächst es (er) in ein Lebensmilieu hinein, in dem Religion kaum vorkommt und nur schwache, sehr sporadisch aktivierte Bezüge zum kirchlichen Leben bestehen. Da das Angebot an Bedürfnisbefriedigung, an Information und Ablenkung durch Medien-, Bildungs- und Kulturbetrieb ziemlich reichhaltig ist, sind die Anlässe zur Beschäftigung mit Sinnfragen, mit Gott, mit dem, was von „außen“ durch Schöpfung und Offenbarung an Lebensherausforderung und Lebenserfüllung auf den Menschen zukommt und als Gnade, Wissen um Schuld und Vergebung sein Dasein erhellt, selten. Durch die Hinführung zu den Sakramenten erfährt er ein gewisses Minimaltraining, das aber zu seinem sonstigen Tun und Erleben wenig Bezug hat. Im Glücksfall kommt er mit einer kirchlichen Jugendgruppe in Verbindung oder bietet ein Religionslehrer, vielleicht beim Heranwachsenden einmal eine Predigt oder ein Gespräch, die Möglichkeit tiefer in Glaubensfragen vorzustoßen. Sehr häufig wird es aber so sein, daß ihm von all dem recht wenig widerfährt. Angeboten werden ihm dafür reichlich Ersatzstücke (gelegentlich auch in der Kirche), Gleichheits- oder Freiheitshoffnungen oder auch nur die Selbstgenügsamkeit im gesicherten Lebenskreis (mit etwas von der Kirche geförderter Anständigkeit). Die säkularisierten Lebensverhältnisse sind also keine abstrakte Weltverfassung, sondern die Alltagsrealität des konkreten einzelnen in seinen sozialen Bezügen. Solange wir den Menschen dieser Alltagsrealität, der kein westliches Kunstprodukt ist, sondern

in Großstädten Afrikas ebenso zu Hause ist wie in Lateinamerika und in den Oststaaten (dort mit auch als Produkt erzwungener atheistischer Erziehung) nicht ganz realistisch nehmen, werden wir uns kaum dazu angestoßen fühlen, die kirchliche Seelsorgsstrategie von einer Pastoral des Nachgebens, Bewahrens und Tradierens in eine Strategie der Bekehrung umzuwandeln.

Neben dieser Lücke — der mangelnden Konkretisierung dessen, was Säkularisierung gegenwärtig in der Umwelt der Kirche und in dieser selbst exakt bedeutet — fiel eine vierte Lücke im synodalen Gespräch auf. Nicht sehr häufig, aber in einigen Interventionen doch deutlich, war, wie konnte es anders sein, von *Transzendenz* die Rede, von der Kirche als Hüterin der Transzendenz, von der Aufgabe der Kirche, dem zeitgenössischen Menschen den Sinn für Transzendenz neu zu erschließen. Die Bischöfe gingen den Spuren nach, in denen sich Hinweise für einen neuen Sinn für Transzendenz finden! Sie begrüßten die Anzeichen einer neuen Innerlichkeit vor allem in den gegenwärtigen Meditationsbewegungen. Es wurden auch die großen Menschheitsfragen aufgegriffen: Verzweiflung, Krankheit, der Tod, der alles in Frage stellt. Nun sind Meditationsbewegungen, soweit sie nicht dem rein Methodischen oder einem Zug zum Exotischen verfallen, wie alle spirituellen Bewegungen ein Geschenk des Himmels in einer zweckrationalen Welt, aber es werden Ausnahmen bleiben. Von den Grenzerfahrungen, vor allem von der Erfahrung der äußersten Grenze, vom Tod, zu sprechen ist notwendig. Aber ist es sinnvoll, möglich und realistisch, das Werben um die Transzendenz, in der sich die Frage nach Gott auftut, so rasch und unvermittelt an der Frage nach dem Tode auszurichten. Wird dann Tod und Leben nicht auseinandergerissen, und wird Gott nicht noch einmal zum Lückenbüßer, vor dem wir es angesichts des Todes mit der Angst zu tun bekommen? Müssen wir, wenn wir christliches Leben mitemöglichen wollen, und das ist schließlich Ziel jeder Evangelisierung, mit unserem Reden von Transzendenz ganz schlicht im Alltagsleben ansetzen, indem wir in Erziehung und Verkündigung zeigen, daß der Mensch nirgends sich selbst genügt, daß schon sein Angewiesensein auf den Nächsten ein radikales Hinausgehen über sich selbst ist, daß die täglichen Probleme des Gelingens und Scheiterns sich nirgends selbst beantworten, daß wir die ganze irdische Wirklichkeit in Schöpfung und Geschichte trotz aller Konstruierbarkeit der Lebensverhältnisse nicht in den Griff bekommen, sondern daß wir, wenn wir uns der Wirklichkeit ganz aussetzen, immer in einem Abgrund von Geheimnis landen.

Hier schließt eine letzte Realitätslücke an, der man auf der Synode auf Schritt und Tritt begegnete. Es wurde dort zwar häufig geklagt über Verwirrung und Sittenverfall in einer permissiven Gesellschaft. Es wurde auch bemängelt, daß zu wenig von Schuld und Sünde die Rede sei. Aber kaum einmal wurde das Thema *Ethik* resolut aufgegriffen und auf seine Verkürzungen in unseren gegenwärtigen Befreiungstheorien untersucht. Indessen können

stabile, gerechte und Freiheit gewährende gesellschaftliche Verhältnisse nur geschaffen und gewahrt werden und kann Mitmenschlichkeit nur gelingen, wenn sich Gewissen bilden, wenn jeder in seinem Lebenskreis um Schuld und Verantwortung weiß. Zudem sind ethische Entscheidungen immer noch die Situationen, in denen das Ungenügen seiner Selbst, die reale Verwiesenheit auf den anderen, auch auf den ganz anderen, am eindringlichsten aufscheint. Schließlich: Keine Bewegung und Macht der Geschichte hatte in ihrem Verarbeitungsraum so einschneidende sittenbildende Kraft wie das Christentum. Hier liegt eine seiner größten Kraftreserven, gerade in einer Zeit, wo die Zimmer der Psychotherapeuten überfüllt sind und gar mancher aus unbewältigter Verantwortung, die nicht einfach den Institutionen zuzuschieben ist, von Neurose zu Neurose tappt. Aber ist sie sich dieser Reserven bewußt? Ist der eigene Moralkodex danach orientiert? Wundern könnte man sich, wieso sich so viele in der Kirche von solchen Kritikern der sittlichen Formungskraft des Christlichen beeindrucken lassen, die aus der Kirchengeschichte nicht viel mehr wissen, als daß auch Christen schauerliche Kriege geführt haben, daß es mehr als ein „schwarzes Jahrhundert“ der Päpste und auch einmal eine Inquisition gab.

Neue Zugänge über alte Wege

Stößt man also kräftig in all diese Lücken hinein und nimmt die Probleme, aber auch die Chancen, die darin stecken, ernst, dann werden genügend Grundelemente sichtbar, an denen sich eine Strategie der Bekehrung entwickeln läßt: Die Kirche muß als erstes loskommen von sich selbst, von ihrem Bedürfnis nach Sicherung, ob diese nun eigene Institutionen oder kirchenfremde Mächte oder auch nur Ideologien gewähren. Sie muß auch in den Län-

dern der alten Christenheit evangelisieren wollen und dabei lernen, als Provisorium in dieser Welt zu leben, wissend, daß sie nur wirklich dann dem ganzen Menschen dient, wenn sie ihn, ohne Ausflüchte gelten zu lassen oder sich selbst in solche zu flüchten, mit Gott und seiner Offenbarung konfrontiert. Sie wird nicht lange darüber klagen, daß das Erdreich, das sie zu beackern hat, steinig geworden ist und daß (gleichsam von selbst) nicht mehr viel an religiöser Praxis nachwächst, sondern die Wege begehen, die nicht verschüttet sind. Sie wird also nicht nur wieder von Grund auf neu kleine Gemeinschaften formen und fördern, sondern sich mit Vorrang dem Erwachsenen auch in der Weise zuwenden, daß sie entschieden Familienseelsorge betreibt und so über die Erwachsenen, die Eltern vor allem, die in Fragen der religiösen Erziehung blind oder hilflos geworden sind, auch zur Generation der Kinder und Heranwachsenden wieder mehr religiöse Fäden knüpft. Umfragen haben ja gezeigt, daß, sosehr die eigenen Wertvorstellungen mit den von der Kirche repräsentierten kontrastieren, der Geistliche, der Pfarrer, als der natürliche Kontaktmann zur Kirche über ein gutes Stück „Prestige“ auch bei den Abständigen verfügt, daß ihm kaum Türen verschlossen sind. Die Kirche wird also, wenn sie Evangelisation ernst nimmt, unterstützt durch Predigt und Katechese, durch mehr persönlichen Kontakt verschüttete religiöse Quellen wieder zu öffnen suchen und dabei auch wissen, daß sie beim Alltagsmenschen, dem die außerordentlichen Anstrengungen eines Meditationszirkels fernliegen, dadurch am besten den Sinn für Transzendenz erschließt und die Chance gibt, ihn in den Raum der Offenbarung weiterzuführen, wenn sie seine sittlichen Reserven voll zu aktivieren sucht. Kein Zweifel, daß die kirchliche Verkündigung dadurch auch die beste Lebenshilfe leistet.

D. A. Seeber

Kirchliche Vorgänge

Hat die Konferenz Europäischer Kirchen Zukunft?

Die „Konferenz Europäischer Kirchen“ (KEK) tagte zum siebentenmal seit ihrer Gründung als „Nyborg VII“ vom 16. bis 22. September 1974 in Engelberg bei Luzern, einst Wirkungsstätte des erfolgreichen Friedensstifters Nikolaus von der Flüe, und nicht gar so weit von der neuen „Heimat“ Solshenizyns, der vergessen wurde. Das

Thema: „Täter des Wortes“ — „Einheit in Christus — Frieden auf Erden“ wurde vielseitig diskutiert, erreichte aber nicht die Aktualität, die einst dieser weitsichtigen Konferenz zukam, als sie von *Visser 't Hooft*, Generalsekretär des Weltkirchenrates, 1959 in Nyborg gegründet wurde, um neben den offiziellen Organen des ÖRK die

Orthodoxen hinter dem Eisernen Vorhang ins Gespräch zu ziehen und den Weg eines künftigen Europas der Entspannung vorzubereiten. „Nyborg VI“ war 1971 noch auf der Höhe der Aktualität (HK, Juni 1971, 266 f.), als es galt, die inzwischen eingeleitete politische Entspannung der Staaten geistig zu unterbauen. Es scheint nun erreicht,